

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 210 (1937)

Artikel: Ärztekollegium
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655909>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Pfarrer Hans Wäber.
† 12. Mai 1936.

Nyffeler, Wirtin zum „Bären“, geb. 1869. Bern, Dr. med. dent. Otto Ruoch, Zahnarzt, geb. 1885. — 13. Bözingen b. Biel, Oskar Wyßbrod-Zahnd, Amtsrichter, geb. 1863. — 14. Wichtach, Erwin Moser, Posthalter, geb. 1888. — 16. Bern, Oberstleutnant Gottlieb Finsterwald-Stämpfli, gew. Instruktor, geb. 1859. — 17. Gofau, Dr. Emil Mäder, Nationalrat. — 22. Bern, Oberst Gottfried Immenhauser, gew. Chef des Militärfluges, geb. 1863. Bern Walter Tanner, Dienstchef des eidg. Justizdepartementes, geb. 1889. — 28. Ermatingen, Jakob Bügler, Steuermann auf der „Hohenklingen“, geb. 1874. — 30. Schaffhausen, Otto Kühn, Buchdrucker, geb. 1885.

Wer vieles entbehren muß, dem kann mit wenigem Freude bereitet werden.

Das Ärztekollegium.

Wie gewöhnlich hatte eine hohe Obrigkeit zunächst versucht, zu beschönigen und zu dementieren, aber es half wenig — auf unerforschbaren Wegen war die Nachricht dennoch ins Volk gedrungen, und bald wußten es alle: Der Landesherr, König Friedrich Wilhelm IV., war krank, schwer krank. Viel langsamer als sonst gingen die Berliner über den Schloßplatz und spähten nach den Fenstern hinauf, hinter denen der kranke Herrscher liegen mußte, und stets sammelten sich zahlreiche Neugierige, wenn das in der ganzen Stadt bekannte Gefährt des königlichen Leibarztes nahte, um alsbald hinter einem der hohen Schloßportale zu verschwinden. Es war dies der aus Bamberg stammende, am weitberühmten Juliuspsital zu Würzburg bestens ausgebildete Professor Johann Lukas Schönlein, der den wichtigen Posten eines Leibarztes der königlichen Familie damals bekleidete und der sich selbst bei kritischen Berlinern größter Wertschätzung erfreute.

Etliche Tage später, nachdem in den nunmehr regelmäßig ausgegebenen Krankenberichten eine weitere Verschlechterung des Befindens des Königs vermeldet worden war, fuhren plötzlich ständig zwei Ärztwagen gemeinsam am Schlosse vor: Professor Schönlein hatte, wie die Berliner rasch feststellten, es für angezeigt befunden, seinen gelehrten Kollegen Professor Weiß zur Behandlung heranzuziehen. Königin Elisabeth als gebürtige bayerische Prinzessin empfand jedoch wenig Vertrauen zu den forschen norddeutschen Mediziniern. Sie wünschte deshalb, daß auch ein Arzt aus ihrer Heimat berufen würde, und eine ihrer Hofdamen nannte ihr einen tüchtigen, in München sehr angesehenen und hochgeschätzten Vertreter der medizinischen Wissenschaft.

Vielleicht haben dessen Vorfahren einst an einem der bayerischen Bergseen gehaust, in denen nach dem Volksglauben Nixen und Wassermänner ihr Wesen treiben. — Jedenfalls hieß der Arzt Nix, und just diesen Professor wollte die Königin am Krankenlager ihres Gemahls sehen. Sie beorderte Schönlein und Weiß herbei und gab ihnen ihren Wunsch zu erkennen, aber der Leibmedikus wandte sich sofort höchst energisch gegen

die Hinzuziehung des süddeutschen Kollegen. Sehr zur Verwunderung des guten Doktors Weiß, der mehrmals schüchtern bemerkte, wenn es durchaus der Wunsch und Wille Ihrer Majestät sei, könne man ja schließlich ohne weiteres auch noch den Münchener Arzt herbeiholen. Doch Schönlein wollte hiervon durchaus nichts wissen. Mit grimmigen Blicken veranlaßte er den andern immer wieder zum Schweigen, und als königlicher Leibarzt trug er nach hartnäckigem Kampfe endlich den Sieg davon. Die Berufung des Professors aus München unterblieb. —

Nun, Friedrich Wilhelm wurde auch so wieder gesund. Längere Zeit nach der endgültigen Genesung des Königs traf Professor Weiß an einem schönen Frühlings-Sonntagvormittage bei einem Spaziergang unter den Linden seinen Kollegen Schönlein, der ebenfalls daselbst in der warmen Sonne lustwandelte. Man blieb stehen, tauschte einige Höflichkeiten, die der gute Ton erforderte, unterhielt sich eine Weile, kam auch auf den nunmehr wieder äußerst befriedigenden Gesundheitszustand des Königs zu sprechen, und da stellte Professor Weiß eine Frage, die ihm schon lange am Herzen lag: „Sagen Sie mal, hochverehrter Herr Kollege — warum waren Sie eigentlich damals so sehr dagegen, als Ihre Majestät die Berufung jenes Arztes aus München verlangte?“

Johann Lukas Schönlein strich sich bedächtig über das Kinn, wiegte den Kopf und entgegnete: „Nun ja — wertester Kollege — zunächst hielt ich die Berufung überhaupt für überflüssig. Sie sehen, Seine Majestät ist ja auch mit Gottes und unserer Hilfe wieder völlig genesen. Und dann war es hauptsächlich auch wegen der Bulletins — —“

„Wegen der Bulletins?“ fragte Weiß verständnislos.

„Ja — eben wegen dieser täglichen Krankenberichte. Solange nur wir zwei Seine Majestät behandelten, lauteten die Unterschriften ‚Schönlein — Weiß.‘ Das ging noch an. Aber was glauben Sie, was unsere guten Berliner wohl gesagt haben würden, wenn wir hätten unterzeichnen müssen ‚Schönlein — Weiß — Nix!‘“

Auf Wiedersehen!

Wenn man zwei Jahre redlich abgeessen hatte und endlich aus dem grauen Kasten herauskam, wenn man dann den Wachtmeister-Portier Müller II passierte und einem dabei ein „Auf Wiedersehen“ entschlüpfte, Himmel, das war verdammt nicht angenehm.

Gierig atmete Friß Lemke die frische Luft ein.

Drüben stand Ede Klemm und winkte. Nett war das von Ede, ihn abzuholen. Ein kräftiger Händedruck, und Friß war wieder „mittendrin“.

„Na, und hast du etwas?“ war die erste Frage.

„Und ob ich etwas habe!“ lautete Edes Antwort. „Ich habe eine Idee.“

„Na, und ist damit etwas zu machen?“

„Und ob da etwas zu machen ist!“

„Die Sache ist gut, wird gemacht“, erklärte Friß seine Bereitwilligkeit, für die Zukunft mit Ede weiterhin Geschäfte zu machen.

Im Hauptzollamt war es kurz vor Mittag immer leer. Wer dann kam, wurde immer schnell abgefertigt. Eine Viertelstunde vor Schluß betraten zwei Herren das Amtszimmer.

„Mein Name ist Bauer, Max Bauer, Kunsthändler. Ich möchte dieses Bild hier durch meinen Sekretär nach Paris schicken, ich habe es dorthin verkauft. Was muß ich da an Zoll bezahlen?“

„Wie hoch ist denn der Kaufpreis?“ fragte der Beamte und betrachtete das gerollte Gemälde, dessen Leinwand sich wie Pergament anfühlte und dessen Farben stark nachgedunkelt schienen.

„25,000 Franken, heute viel Geld, aber es ist ein Reggio.“

„Bis zu 30,000 Franken beträgt der Zoll ein Fünftel.“

„Das wären ja 5000 Franken!“

„Jawohl.“

„Das ist ja schauderhaft! Seit zwei Jahren habe ich kein Bild mehr ins Ausland verkauft. Der Zoll ist nicht mit in den Verkaufspreis eingerechnet worden. Da muß ich doch noch vorher mit dem Käufer verhandeln, ob er den Zoll nicht wenigstens zur Hälfte trägt. Eine Bitte: Würden Sie mir bescheinigen, daß ich